



Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Friedrich an Wilhelm (28. Aug. 1793)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

nächst der eines „psychologistischen Mißverstehens“. Aber wenn das nicht nur Spiel mit Gedanken sein soll, so läuft es zuletzt auf ein Nachweisen von Einflüssen hinaus, das mir und anderen längst recht gleichgültig geworden ist.

Vollends war Irrtum die Annahme, daß den wenigen Sätzen, die in meiner „Deutschen Romantik“ der von mir vertretenen Ansicht zugewiesen werden konnten, nicht Einzeluntersuchung zugrunde liege. Wer von den paar Worten, die ich aus einem Brief Friedrich Schlegels an seinen Bruder anführe, auch nur zu dem Brief selbst weitergeht, kann sich schwerlich der Einsicht verschließen, welch großes und entscheidendes Gedankenerlebnis Kant für den jungen Friedrich Schlegel war. Allerdings schätzt der Kritiker, von dem hier zu berichten war, Verwertung der frühromantischen Briefschätze nicht hoch ein und spielt dagegen Büchertitel aus spätrromantischer Zeit aus, die längst an zugänglichsten Stellen landläufiger Darstellungen zu erscheinen pflegten.

Um auch andern den Weg zu den entscheidenden Stellen der Briefe F. Schlegels abzukürzen, seien hier die wichtigsten Sätze wiedergegeben; sie sind wertvollste Zeugnisse für das Werden der romantischen Weltanschauung.

Friedrich Schlegel beginnt in einem Brief an Wilhelm, der um die Mitte Mai 1793 geschrieben sein dürfte (S. 86 ff.), seine Ansichten über Dichtkunst zu entwickeln. Das ist vorläufig Schau aus weiter Ferne, die nur das Wichtigste berücksichtigt. Wilhelm muß gegen diese schwerverständlichen Andeutungen viel eingewendet haben. Die nächsten Briefe Friedrichs verharren bei Einzelheiten und vertiefen sich besonders in „Hamlet“. Dann nimmt die Sorge um Karoline allen Raum in Anspruch. Nach Monaten erst greift Friedrich die „Mitteilungen über Dichtkunst“ wieder auf.

Am 28. August 1793 wehrt Friedrich den Einwand ab, den sein Bruder gegen ihn erhoben hatte: Es sei nicht ratsam, bei Untersuchungen über die Poesie von ihren höchsten Gesetzen auszugehen (S. 110 f.). Er erwidert: „Es ist mir nicht eingefallen, einen Dichter nach Begriffen a priori konstruieren zu wollen. Für den Schöpfer gibt es keine Gesetze, aber Richter kann man nur sein, mit Sinn, nach Gesetzen. — Ich nahm den Weg, der mir natürlich war, und daß er das war, wirst Du sehr begreiflich finden, wegen einiger Gewohnheit und Übung, jeden gegebenen Stoff nach den wesentlichen Zwecken des Verstandes und der Vernunft in ein vollständiges Ganze zu ordnen. Und dieses hat auch seinen Wert. (Mein Wunsch war, daß jeder nach seiner Natur täte, was er könnte, für die Untersuchung selbst, und um

sie gemeinschaftlich zu machen.) Ich muß zwei Dinge gegen Dich in Schutz nehmen, die Du verkennst, das System und das Ideal. Ich weiß, der schändliche Mißbrauch sinn- und seelenloser Vernünftler hat diese Namen für Dich sehr besudelt; aber Du siehst nur darauf und verkennst, verachtest ungerechterweise die köstlichen lauten Urkunden unsres göttlichen Adels. — Was wir in Werken, Handlungen und Kunstwerken Seele heißen (im Gedichte nenne ich's gern Herz), im Menschen Geist und sittliche Würde, in der Schöpfung Gott, — lebendigster Zusammenhang — das ist in Begriffen System. Es gibt nur ein wirkliches System — die große Verborgene, die ewige Natur, oder die Wahrheit. — Aber denke Dir alle menschliche Gedanken als ein Ganzes, so leuchtet ein, daß die Wahrheit, die vollendete Einheit, das notwendige, ob schon nie erreichbare Ziel alles Denkens ist. Wir Leute sind also auch nicht unnütz, wenn wir auch nicht so gute Beobachter sein sollten, wie Ihr Propheten; Ihr dürft nicht einseitig eine heilige Anlage der Menschheit geringschätzen. Und laß mich's hinzusetzen, daß der Geist des Systems, der etwas ganz anders ist als ein System, allein zur Vielseitigkeit führt — welches paradox scheinen kann, aber sehr unleugbar ist.

Die Quelle des Ideals ist der heiße Durst nach Ewigkeit, die Sehnsucht nach Gott, also das Edelste unsrer Natur. — Einige, die es verkennen, wähnen, es streite mit der Natur, die doch nur in Eintracht mit dem Geiste das wahrhaft Große erzeugt. Die Begeisterung ist die Mutter des Ideals und der Begriff sein Vater. — Was ist denn unsre Würde, als die Kraft und der Entschluß Gott ähnlich zu werden, die Unendlichkeit immer vor Augen zu haben? — Das regsame Streben des Handelns, der höchste Maßstab des Urteils schließt ja gar nicht aus alle Tugenden der Empfänglichkeit, sondern kann ja nur mit ihnen bestehen.“

Kann angesichts dieses Bekenntnisses noch fraglich bleiben, ob für den jungen Friedrich Schlegel vereinzelnde Beschauung des Lebens oder verbindende Ganzschau wertvoller war? Jeden Stoff nach den wesentlichen Zwecken des Verstandes und der Vernunft in ein vollständiges Ganze zu ordnen, ist ihm gewohnter Brauch. Nur angedeutet sei hier, daß Schlegel den Zweckbegriff Kants nutzt und ihn mit Kant in den Dienst systematischer Verbindung stellt. Mit Kant erkennt Schlegel der Vernunft zu, daß sie die systematische Einheit ihrer Inhalte herzustellen strebe. In Kants Sinn verwertet Schlegel den Begriff „Ideal“; und mit Kant stimmt die Gleichstellung von Ideal und Gott überein. Kantisch ist endlich auch der Gegensatz von Vernunft und Vernünfteln

(Kritik der Urteilskraft § 55 Anmerkung; vgl. auch das „Deutsche Wörterbuch“ der Grimm 12, 936 ff. unter den Stichworten „Vernünfstlei“, „Vernünfsteln“ und „Vernünftler“.) Zugleich setzt Schlegel diese Vorstellungswelt Kants in seine Sprache oder vielmehr in eine Sprache um, die seinen Bruder überzeugen kann. Die Wurzel des Dursts nach Wahrheit, der ihm kantisch ein Bedürfnis nach vollendeter Einheit ist, nennt er die Begeisterung; ihr gibt er den gleichen Anteil am Ideal wie dem Begriff. Schlegel denkt in dem Brief kantisch, aber er bezeugt zugleich, daß er sich bei Kants Denken nicht beruhigen kann.

Am 13. Oktober nennt er in weiterer Entwicklung seines Glaubensbekenntnisses Kant ausdrücklich. Wilhelm Schlegel hatte angekündigt, er wolle von der „Kritik der Urteilskraft“ ausgehen, um seine Ansichten gegen den Bruder zu verteidigen. Friedrich Schlegel fühlt sich gedrungen, mildernde Gründe für das Werk geltend zu machen. Kant sei ein alter Mann geworden und habe das Buch schnell hingeschrieben, nur wie zur Erholung. „Daher Wiederholungen, Abschweifungen, Verworrenheit, Nachlässigkeiten mehr als in irgend einem andern Werke vor ihm.“ Doch gerade die nachlässige, steife Hülle gebe dem Göttlichen, das sie einschließt, ein Siegel der Echtheit; ungern würde Schlegel es vermissen, so ungern wie Winkelmanns Steifheit. So spricht eine neue Generation, die mit der Ausdrucksform der ältern nicht auskommen kann, auch weil sie noch anderes ausdrücken will. (Über Winkelmanns Stil hat Schlegel freilich bald Rühmenderes zu sagen.) Schlegel nennt dann eine Reihe von sachlichen Einwänden gegen die „Kritik der Urteilskraft“; er faßt sie zuletzt zusammen in das Epigramm: „Die Kritik der reinen Vernunft ist ewig, weil ihre Irrtümer wesentlich notwendig sind. Den Streit über die Allgemeingültigkeit des Schönen halte ich aber für zufällig.“ (Ein Fragment lange vor den Fragmenten Schlegels.)

Auch Einwände gegen Kants Kritik der Vernunft führt der Brief an. Daneben enthält er den Satz: „Kants Lehre war die erste, so ich etwas verstand, und ist die einzige, aus der ich noch viel zu lernen hoffe.“

Ich lasse dies Wort für sich sprechen. Genügt es doch, den Irrtum zu widerlegen, deutsche Romantik stehe Kant grundsätzlich zu fern, als daß er ihr Weltbild hätte bedingen können. Sie ist bald auch andere Wege gegangen. Aber diese Wege waren für Schlegel ein Weiterdenken Kants, zunächst im Sinne Fichtes; dann ein Weiterdenken Fichtes. Die Kölner Vorlesungen lassen all das noch immer ganz genau erkennen. Sie verschleiern auch nicht, daß Kant dauernd im Hin-